

HEYNE <

**Ihr persönliches Leseexemplar
(nicht für den Verkauf)**

Erscheinungstermin: 28.01.2026

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor dem
Erscheinungstermin zu veröffentlichen.

Liebe Buchhändler*innen,
wir freuen uns auf Ihre Meinung.**

Unter www.penguin.de/elfgren
können Sie gerne Ihren Kommentar abgeben und
das Buch mit 1 bis 5 Sternen bewerten.

**Ihre Meinung möchten wir eventuell für Werbezwecke veröffentlichen.

SARA B. ELFGREN

Die Insel meiner Schwester

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Karoline Hippe*

Wilhelm Heyne Verlag
München

Die Originalausgabe Ö erschien erstmals 2024
bei Albert Bonniers Förlag, Stockholm.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Copyright © 2024 by Sara B. Elfgren
by Agreement with Grand Agency

Copyright © 2026 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Angelika Lieke
Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München
unter Verwendung von DEEPOL
by plainpicture/Kike Arnaiz; Arcangel/Evgeniia Tankova
Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-27542-3

www.heyne.de

The night is darkening round me,
The wild winds coldly blow;
But a tyrant spell has bound me,
And I cannot, cannot go.

The giant trees are bending
Their bare boughs weighed with snow;
The storm is fast descending,
And yet I cannot go.

Clouds beyond clouds above me,
Wastes beyond wastes below;
But nothing drear can move me:
I will not, cannot go.

Emily Brontë

Der Sturm tobte, als ich auf dem höchsten Punkt der Insel stand. Ich klammerte mich an den Baum, die Arme um den Stamm geschlungen. Feuchte Borke an meiner Wange. Die krumme Kiefer auf der Klippe, dort, wo wir so oft gesessen hatten, als wir jung waren, Nia und ich.

Nia, meine Nia, wie konnte es nur so weit kommen?

Der Wind zerrte an meinem Haar, an meiner nassen Kleidung, aber ich fror schon lange nicht mehr. Der Kiefernbaum schien eine heimliche Wärme auszustrahlen. Am Fuß des Baumes war ein Scheinwerfer angebracht, er warf sein Licht in die Schlucht unter mir. Der Rest war in Dunkelheit getaucht, aber ich hörte das Rauschen der Wellen, wie sie gegen die Klippen schlugen. Die Krone der Kiefer knarrte und bog sich im Wind, ihr Stamm bebte. Harz und Blut klebten an meinem Gesicht. Meine Glieder schmerzten, meine Wunden brannten.

Eine Stimme im Wind.

Eine Stimme unter mir, am Grund der Schlucht. Ich wollte es nicht, und doch schaute ich hinab. Der Schein einer Taschenlampe zuckte über die scharfkantigen Felsbrocken. Der Lichtkegel fand den Körper, der dort lag, so reglos wie die Felsen.

Ich riss den Mund auf, doch der Wind erstickte meinen Schrei.

Kapitel 1

Seit über einem Jahr hatte ich nichts mehr von meiner Schwester gehört, als sie mir plötzlich eine Nachricht schickte.

Es war ein Nachmittag im August, und ich hatte gerade die letzte Unterrichtsstunde des Tages beendet. Die Fenster des Kunstraums waren weit geöffnet. Zu dieser Jahreszeit brannte die Nachmittagssonne auf das Gebäude, und hier im Klassenzimmer wurde es unerträglich heiß. Vom Spielplatz der nahe gelegenen Grundschule wehte Kinderlachen herüber, ein Bus hielt zischend an der Haltestelle. Lautes Teenagergeschrei war zu hören, schnelle Schritte auf dem Schulhofasphalt: *Jetzt beeilt euch doch mal, verdammte Scheiße!*

Ich wischte mit einem feuchten Tuch über die abgenutzten Bänke und versuchte, die Tränen zu unterdrücken. Seit Juan mich verlassen hatte, waren Tränen meine ständigen Begleiter. In den meisten Nächten weinte ich mich in den Schlaf, manchmal wachte ich von meinem eigenen Schluchzen auf. Zu Beginn eines jeden Arbeitstages schloss ich mich erst einmal auf der Schultoilette ein und stellte mir vor, wie ich den Kummer tief in mich hineinstopfte. Das half, zumindest solange die Schülerinnen und Schüler meine Aufmerksamkeit forderten. Sobald ich allein war, stiegen mir die Tränen sofort wieder in die Augen.

Ich spülte den Lappen in dem mit Farbe verschmutzten Waschbecken aus und hängte ihn über den Wasserhahn. Stapelweise Farbtöpfe, Pinsel in Dosen. Die Schüler wuschen sie nie gründlich genug aus.

Ich wischte mir die feuchten Hände an meiner Jeans ab. Das

Sonnenlicht fiel auf den verschlissenen Posterdruck von Goyas kleinem Jungen in Rot, den ein ehemaliger Kunstlehrer aufgehängt hatte. Auf dem Trockengestell hingen die Interpretationen meiner Neuntklässler zum Thema »Wiedergeburt«. Von Zombies über Babys bis hin zu einem Phönix, der aus den Flammen steigt, war alles dabei. Salma, die Phönixmalerin, war eine meiner Lieblingsschülerinnen, neugierig und talentiert. Die Federn des Vogels verschmolzen mit dem Feuer.

Plötzlich wieder dieser Druck in meiner Brust. Ich musste nicht einmal mehr an Juan denken, um den Schmerz zu spüren. Die rohe Sehnsucht lauerte ständig in meinem Körper und brauchte weder Erinnerungen, Bilder noch Worte, um hervorzubrechen.

Sobald ich nach Hause geradelt war, würde ich meinen Tränen freien Lauf lassen. Dann würde ich mir ein klägliches Abendessen zubereiten und mich mit Arbeit betäuben. Wenn ich Glück hatte, schlief ich vor Erschöpfung ein, aber höchstwahrscheinlich würde ich mich stundenlang hin und her wälzen. Oder, noch schlimmer, zu früh aufwachen, zu müde, um aufzustehen, zu aufgewühlt, um wieder einzuschlafen. Ein Tier namens Angst, das sich auf meiner Brust zusammenrollt, seine scharfe Krallen graben sich in meine Haut, während die Gedanken sich im Kreis drehen: *Das ist jetzt mein Leben, ich bin ganz allein, ich sollte in eine Klinik gehen, Catta wurde nach ihrer Trennung Promethazin verschrieben, damit sie besser schläft, ich sollte wieder zur Therapie, ich brauche vielleicht wieder Antidepressiva, ich muss mehr Acrylfarbe bestellen, das hätte ich schon vor einer Woche tun sollen, ich sollte mich mehr bewegen, ich sollte besser essen, ich sollte mehr schlafen, ich sollte weniger trinken, ich krieg noch Burn-out, und dann werde ich aus meiner Versicherung fliegen, allein und unversichert, allein, allein, allein, allein, das ist jetzt mein Leben, das ist mein Leben.*

Die Tür zum Kunstraum ging auf, und ich hatte gerade noch Zeit, die Kontrolle über mein Gesicht zurückzuerlangen, ehe ein Mädchen eintrat. Eine der Schülerinnen meiner neuen Klasse. Lange blonde Haare und eine schnabelartige Mundpartie.

»Hej«, murmelte sie.

»Hej«, erwiderte ich mit einem aufgesetzten erwachsenen Lächeln. »Was hast du auf dem Herzen?«

Ich zermarterte mir das Hirn – wie hieß sie noch gleich? Normalerweise lernte ich die Namen meiner Schülerinnen schnell, was meine Co-Klassenleiterin Catta immer wieder mit Neid erfüllte. Der Beginn des Schuljahres hatte mich diesmal kalt erwischt, und jetzt war mein Kopf völlig leer. Plötzlich war ich mir nicht mehr sicher, ob dieses Mädchen überhaupt eine meiner Schülerinnen war. Es half auch nicht, dass die Jugendlichen an dieser Schule oft so aussahen, als würden sie Uniformen tragen. Wenn man in der Pause ins Atrium hinabschaute, sah man überall die gleichen Klamotten, die gleichen Farben: Grau, Dunkelblau, Jeansblau. Alle Jungs trugen die gleichen Frisuren, die Mädchen identisches Make-up und hatten allesamt wallendes Haar. Aber eigentlich war ich immer gut darin, ihre Individualität zu erkennen. Vielleicht hatte ich diese Fähigkeit jetzt verloren, vielleicht war sie für immer verschwunden.

»Ich hab nur eine Sache vergessen«, sagte das Mädchen.
»Wollte bloß nachschauen, ob ich's hier liegen gelassen hab.«

Sie ließ ihren Blick durch das Klassenzimmer schweifen. Mir war sofort klar, dass die »Sache« nur ein Vorwand war. Sie wollte mit mir über etwas reden, aber sie hatte noch nicht ihren ganzen Mut zusammengenommen. Wahrscheinlich hoffte sie, ich würde fragen, was los sei. Normalerweise hätte ich auch genau das getan, aber jetzt war ich zu sehr damit beschäftigt, mich an ihren Namen zu erinnern. *Ella, Elin, Ellen, Ebba, Tilda, Tuva, Tova, Tyra?* Natürlich musste ich ihren Namen nicht unbedingt wissen, um mit ihr sprechen zu können, ihr Name war im Moment nicht wichtig, aber ich war völlig festgefahren und brachte kein Wort hervor, obwohl ich sehen konnte, wie unangenehm ihr mein Schweigen war.

»Wahrscheinlich habe ich es woanders liegen lassen«, sagte sie schließlich, schlüpfte wieder hinaus in den Korridor und schloss die Tür hinter sich.

Der Moment war verstrichen, und ich verfluchte meine eigene Unzulänglichkeit. Jetzt fiel mir ein, dass ihr Name Elsa war. Sie hatte in den ersten Tagen des Schuljahres zu einer auffälligen

Mädchengruppe gehört. Jetzt wurde mir bewusst, dass ich sie schon eine Weile nicht mehr in dieser Konstellation gesehen hatte. Fühlte sie sich einsam? Ich nahm mir vor, sie zu einem späteren Zeitpunkt darauf anzusprechen.

Ein Windstoß wehte ins Zimmer und wirbelte die Bilder auf. Ich ging zu den Fenstern hinüber und schloss sie, eines nach dem anderen.

Als ich so alt war wie Elsa, hatte sich meine innere Welt groß und seltsam angefühlt. Ich war überzeugt, dass niemand außer mir sie verstehen konnte, vor allem kein Erwachsener. Vielen der jungen Menschen, die mir heutzutage begegneten, fiel es leichter, sich an Erwachsene zu wenden. Ich fragte mich, wie es sich wohl anfühlen mag, wenn man mit Problemen zu Eltern oder Lehrkräften gehen kann, wenn man so viel Vertrauen in die Welt der Erwachsenen hat. Für mich war meine Schwester Nia die erste Person gewesen, mit der ich wirklich reden konnte.

Nia, die heute kein Wort mehr mit mir sprach.

Sorge und Schuldgefühle rumorten in mir. Das war mein Leben im Moment. Sobald es mir gelang, meine Sehnsucht nach Juan zu unterdrücken, tauchte meine Sorge um Nia wieder auf, als würden diese beiden Gefühle sich gegenseitig ablösen. Ein Schmerz wischte dem anderen.

Es war ganz still im Raum. Die Sonne verschwand hinter den Wolken, und erst da fiel mir auf, dass die Deckenbeleuchtung eingeschaltet war. Ich schaltete sie aus und wollte den Kunstraum gerade verlassen, als mein Handy in meiner Gesäßtasche vibrierte.

Eine Nachricht. Nias Name auf dem Display.

Mein Herz raste, Zeit und Raum verschwammen, ich wurde in die Zeit zurückgeworfen, in der ich ständig auf einen Notruf gewartet hatte. Was war geschehen? Brauchte sie Hilfe? War sie in Gefahr?

Allerliebste Schwester Mirjam, stand da geschrieben, wie du weißt, habe ich bald Geburtstag.

• • •

In diesem Jahr wurden wir beide vierzig, meine Schwester und ich.

Mein eigener Geburtstag war der schlimmste meines Lebens gewesen.

Am Abend zuvor saßen Juan und ich im Wohnzimmer und öffneten eine Flasche Cava, um auf das Ende des Schuljahres und meinen morgigen Vierzigsten anzustoßen. Ich hatte beschlossen, mir nicht über die noch wenigen verbleibenden Arbeitstage den Kopf zu zerbrechen.

Die Fenster standen offen, die Abendluft war angenehm. Ich hatte mich herausgeputzt, wie ich es für die Jahresabschlussfeier immer tat, und ich hatte darauf geachtet, wasserfeste Mascara aufzutragen. An diesem Tag vibrierten die Emotionen der Schülerinnen und Schüler in der Luft. Die Siebklässler hatten gerade ihr erstes Jahr in der Mittelstufe hinter sich gebracht. Die Achtklässler würden nach dem Sommer die größten Kinder an der Schule sein. Die Neuntklässler verabschiedeten sich aus einer Welt, die jahrelang die ihre gewesen war, und zugleich auch irgendwie von ihrer Kindheit. Die Neuntklässler haben mich immer besonders berührt, wenn ich sah, wie sie immer größer und reifer wurden und nun bereit waren, den nächsten Schritt zu gehen. Einige bummelten einfach vor sich hin, andere folgten einem Weg, der schon vor langer Zeit vorgegeben zu sein schien. Manche hatten in den drei Jahren, in denen ich sie begleitet hatte, einen oder mehrere Haken geschlagen. Es gab immer ein paar Schülerinnen und Schüler, die mir besonders ans Herz gewachsen waren und auf die ich – soweit mir das zustand – stolz war. Ein junger Mensch, dessen Leben eine bessere Wendung genommen hatte. Ein einsamer Mensch, der Freunde gefunden hatte. Ein Mensch, der gegen alle Widrigkeiten gekämpft hatte, um die Prüfungen zu bestehen. Ein Mensch mit gefährlich hoher Fehlstundenquote, der es geschafft hatte, wieder zurückzukommen.

Einige von ihnen hinterließen große Fragezeichen. Diejenigen, die weiterhin durchs Leben schwankten und taumelten oder aber viel zu schnell dahinrasten, als befänden sie sich auf einer endlosen geraden Straße. Ich konnte nur hoffen, dass diese Leben

nicht in Isolation, im Drogensumpf, im Gefängnis oder in einem frühen Tod endeten. Es gab sie immer, diese Schülerinnen und Schüler, und nach etwa zehn Jahren Lehrtätigkeit hatte ich schon von mehreren traurigen Schicksalen gehört. Manche Jugendliche bereiteten einem einfach schlaflose Nächte.

Von genauso einem Jugendlichen sprach ich, als ich neben Juan auf dem Sofa saß. Irgendwann wurde mir klar, dass Juan mir überhaupt nicht zuhörte. Das war gar nicht seine Art. Er war immer daran interessiert, etwas über »meine« Kinder zu erfahren. Er hatte als Pädagoge in einem Freizeitzentrum und als Jugendberater gearbeitet, und jetzt war er Berufsberater für Jugendliche, die es nicht aufs Gymnasium geschafft hatten. Vor Kurzem hatte er eine leitende Funktion übernommen und wurde nicht müde, über seine Arbeit zu sprechen oder auch generell über andere Themen. Juan war der Gesprächigere von uns, derjenige, der immer diskutieren wollte. Doch jetzt saß er still und geistesabwesend neben mir.

»Was ist los?«, fragte ich. »Ist was passiert?«

Juan sah mich an. Eine Amsel saß in der hohen Birke vor dem Fenster und sang aus voller Kehle. Ihr Trällern war so penetrant, dass ich Mühe hatte, Juan zu verstehen. Es sah seltsam aus, als er den Mund öffnete und wieder schloss. Dann schaute er mich an, als warte er auf eine Antwort. Sein Blick war ängstlich, seine Augen glänzten vor Tränen.

»Es tut mir so leid«, sagte er schließlich. »Ich wollte es dir nicht heute Abend sagen. Ich wollte bis nach deinem Geburtstag warten. Aber ich kann dich einfach nicht anlügen, vor allem nicht, wenn du mich so direkt fragst.«

»Was ist denn?«, erwiderte ich. »Ich versteh gar nichts.«

Cava schwippte auf mein nacktes Knie. Juan nahm mir sanft das Glas aus der zittrigen Hand. Dann wiederholte er, was er gerade gesagt hatte. Diesmal hörte ich jedes einzelne Wort, alle Worte, die unsere Einheit in zwei Teile spalteten:

»Ich habe mich in eine andere Frau verliebt.«

»Was?« Mein Kopf war völlig leer. »In wen?«

»Sie heißt Frida. Ich hab sie auf Mackans Vierzigstem kennengelernt. Wir haben uns dann zufällig bei der Arbeit wiedergetroffen, sie hat auch mit Jugendlichen zu tun, als Sozialarbeiterin.«

Besorgt sah er mich an.

»Frida«, sagte ich, wiederholte den Namen, als wäre er ein Wort, das ich noch nie zuvor gehört hätte. »Frida. Wer zum Teufel ist Frida? Warum hast du sie noch nie erwähnt?«

»Ich habe sie erwähnt«, sagte er. »Ich bin mir ziemlich sicher. Aber ja ... ich habe es bis jetzt für mich behalten.«

Ich lachte laut auf, ein kaltes Lachen. Natürlich. Juan war so schlecht darin, sich zu verstehen. Er hatte sich nicht getraut, über Frida zu sprechen, weil er schon befürchtet hatte, ich könne ihm seine Verliebtheit ansehen.

»Du bist in eine andere Frau verliebt«, sagte ich. »In eine Frau, die ich noch nicht mal kenne. Ist dir klar, wie krass das ist?«

Meine Stimme zitterte so sehr, dass ich sie selbst kaum wiederkannte. Mackan, einer von Juans besten Freunden, hatte seine Party im Januar gefeiert. Ich war an diesem Abend mit Fieber, das ich mir wie die Hälfte meiner Schülerinnen und Schüler in den Weihnachtsferien zugezogen hatte, zu Hause geblieben. Während ich also krank im Bett lag, begegnete Juan Frida zu Hause bei Mackan. Verliebte sich in sie. Schon seit sechs Monaten war er in sie verliebt.

»Du hast mich angelogen«, sagte ich, und jetzt konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten.

»Ich hab versucht, in mich hineinzuhorchen und herauszufinden, was ich eigentlich fühle.«

»Und versucht herauszufinden, was *sie* fühlt?« Ich stolperte über meine Worte. »Du wolltest sichergehen, dass sie genauso empfindet wie du, bevor du mit mir redest, oder? Du wolltest nicht unnötig Brücken abbrennen!«

Es fiel mir leicht, sarkastisch zu sein, ich war die Verletzte, die Gekränkte. Wie verlockend es doch war, mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln zurückzuschlagen.

»So war es nicht«, erwiderte Juan.

»Wie lange hast du geschwiegen? Wann hast du angefangen, mit ihr darüber zu sprechen?«

»Weiß ich nicht mehr.«

Juan fuhr sich mit der Hand durch sein kurzes Haar, das ich auch so gerne berührte.

»Du kennst sie doch erst seit ein paar Monaten!«, entfuhr es mir. »Wir sind seit zehn Jahren zusammen!«

Tränen und Rotz liefen mir über das Gesicht. Juan stand auf und schloss die Fenster.

»Top Priorität!«, fuhr ich ihn an. »Erst mal die Fenster zuschließen! Dass uns bloß niemand hört!«

»Ich verstehe, dass du wütend bist«, sagte er mit seiner sanften Beraterstimme.

»Komm mir bloß nicht mit deinem Low-Arousal-Ansatz!«, fauchte ich.

»Sorry«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Du hast recht. Tut mir leid. Es ist dein gutes Recht, sauer zu sein.«

Ich brauche deine Erlaubnis nicht, hätte ich ihn beinahe angeschahert, aber ich schluckte die Worte herunter. Ich hatte die schmutzigen Argumente meiner Eltern im Hinterkopf, ich wollte nicht so sein wie sie, ich wollte sachlich bleiben, versuchen zu verstehen. Wenn ich ihm jetzt meine verständnisvolle Seite zeigte, könnte ich ihn vielleicht dazu bringen, es sich noch einmal anders zu überlegen, könnte ihn zurückgewinnen. So war nun mal das Leben. Im Moment fühlte es sich an wie der Untergang, aber es gab Paare, die selbst Schwierigkeiten solcher Art überwinden konnten. Ich liebte ihn. Er hatte sich entschieden, es mir zu sagen, ich musste ihm eine Chance geben.

»Es tut mir leid, Mirjam«, sagte er und ließ sich schwerfällig ins Sofa sinken. »Es tut mir leid, dass es so gekommen ist.«

»Wie genau ist das passiert?«, fragte ich und schniefte. »Bitte, ich ... natürlich bin ich verletzt, aber ich will es verstehen.«

Juan senkte den Kopf und lehnte sich vor, die Finger im Nacken verschränkt. Er weinte sogar. Immerhin ließ ihn das alles nicht kalt.

»Wir können so nicht weitermachen«, sagte er mit erstickter Stimme.

»Was meinst du?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort gar nicht hören wollte.

»Du und ich. Es ist vorbei. Es tut mir so leid, Mirjam. Ich liebe dich, aber ... nicht so.«

»Nicht so wie sie? Wie kannst du jemanden lieben, den du erst seit sechs Monaten kennst?«

Natürlich war es absurd, so etwas zu sagen. Ich weiß noch genau, wie ich mich sofort in Juan verliebt hatte. Wie ich es irgendwie sofort wusste.

»Ich muss mit ihr zusammen sein«, sagte er mit krächzender Stimme.

»Du willst also alles aufgeben, was wir zusammen aufgebaut haben?«, fragte ich. »Unser ganzes Leben? Hast du mit ihr geschlafen?«

Noch eine Frage, die ich am liebsten sofort zurücknehmen wollte.

»Ja«, antwortete er.

Ich versuchte mich an das letzte Mal zu erinnern, als wir Sex hatten. Das musste schon ein paar Monate her sein. Eigentlich hatten wir ziemlich regelmäßig Sex, aber das letzte Schulhalbjahr war ungewöhnlich stressig gewesen, und ich war oft nicht in Stimmung. Jetzt würde ich Juan nie wieder nahe sein, ihn nie wieder an mich ziehen, ihn küssen, sein Körper an meinem, seine warme Haut; würde nie mehr spüren, wie er unter mir hart wird, seine Hände, seine Lippen, sein Bart an meiner Wange. Das letzte Mal, als wir miteinander schliefen, war das letzte Mal. Das konnte ich damals nicht ahnen.

»Es tut mir so leid, Mirjam. Es tut mir wirklich leid, dass es so gekommen ist«, schluchzte Juan. »Ich habe versucht, mir eine Strategie auszudenken, wie ich es dir schonend beibringen könnte. Das war ein Fehler. Ich habe es verkackt. Es tut mir so leid.«

Ich sagte alles ab. Cancelte den Tisch in dem feinen Restaurant, in dem ich am nächsten Tag mit allen essen gehen wollte, mit Juan,

meiner Mutter und meinem Bruder. Ich schob eine Magenverstimmung vor. Juan schleppte sein Kissen und seine Bettdecke ins Wohnzimmer. Ich lag fast die ganze Nacht über hellwach und fiel nur für ein paar wenige Stunden in einen leichten Schlaf.

Als ich am Morgen auf die Toilette ging, fiel mein Blick auf das Sofa. Dort lag Juan auf dem Rücken und schnarchte leise. Sein Handy lag auf dem Couchtisch. Ich kannte den Code, wir hatten uns gegenseitig vollkommen vertraut. Kurz spielte ich mit dem Gedanken, die Nachrichten zu lesen, die sie sich in der Nacht geschrieben haben mussten. Seinen Lagebericht an sie. Wie detailliert hatte er die Geschehnisse des letzten Abends geschildert? Hatte er ihr von meinem unkontrollierten Heulkampf erzählt? Wahrscheinlich nicht. Er würde nicht riskieren, Frida ein schlechtes Gewissen zu machen. *Ich hab's ihr gesagt*, hatte er vielleicht geschrieben. Mir wurde klar, dass ich es gar nicht wissen wollte; ich ging aufs Klo und legte mich danach wieder ins Bett. Kurz darauf wachte Juan auf. Er kam zu mir ins Schlafzimmer, sang »Hoch soll sie leben«. Unglücklich sah er aus, sagte nicht »Herzlichen Glückwunsch« – ihm war sicher klar, wie absurd das klingen musste. Er fragte mich, ob ich Kaffee wolle. Ich nickte stumm. Eine Schokoladentorte hatte er auch besorgt. *Mirjam 40 Jahre*. Ich nahm einen Bissen, konnte ihn aber nicht herunterschlucken und spuckte ihn in eine Serviette. Dann brach ich wieder in Tränen aus. Juan strich mir über den Rücken, und eigentlich hätte ich vor seiner Berührung zurückweichen müssen, aber ich hatte keine Kraft mehr. Ich wollte, dass er mich berührt. Das war alles, was ich wollte. Ich lehnte meinen Kopf an seine Schulter und sog den Duft seines Hemdes ein.

Am Abend ging ich dann doch noch in das feine Restaurant. An der Bar gab es noch Platz für eine Person. Dort saß ich und versuchte, das Essen zu genießen. Mein Handy lag vor mir. Glückwünsche trudelten ein, von Bekannten, an die ich mich kaum erinnern konnte. Ich dankte ihnen mechanisch, fühlte nichts. Es tat gut, nichts zu fühlen. Es tat gut, dort zu sitzen, ganz allein. Ich dachte: Ich schaffe das, es tut nicht mehr so weh.

Ich durchstöberte Fridas Profile in den sozialen Medien. Es war nicht schwer gewesen, sie über Juans Konten zu finden. Sie war die Art von Person, die andere an ihrem Leben teilhaben ließ, ohne sich dabei selbst auszuliefern. Privat, aber auf eine unpersonliche Weise. Bier in Straßenkneipen mit Freunden, die so aussahen, als könnten sie Juans Freunde sein. Auftritte von Bands, die Juan mochte. Stapel von Büchern, die ich gerne lesen würde. Topfpflanzen, Ableger und ein Kleingarten, der mich vor Neid erblassen ließ. Wie sehr es mich störte, dass wir gemeinsame Interessen hatten. Auf einem Bild stand sie mit einer Kettensäge neben einem umgestürzten Baum. Juan hatte die meisten Bilder gelikt, unter diesem hier hatte er sogar ein Feuer-Emoji als Kommentar hinterlassen.

Fridas Ex-Freund tauchte hier und da im Feed auf. Sein Konto mit ein paar Hundert Followern war auf privat gestellt. Sein Name war ungewöhnlich, und ich fand heraus, dass er als Zahnarzt in einer Klinik in der Stadt arbeitete. Ziemlich unscheinbar sah er aus. Juan hatte gesagt, dass Frida bereits mit ihm gesprochen hatte und er unmittelbar aus der Wohnung in Bredäng ausgezogen war. Offenbar war es ihre Wohnung. Wie hatte Fridas Partner auf ihr Geständnis reagiert? Hatte er auch geweint? Oder war er hasserfüllt, hatte er sie eine Hure genannt? Hoffentlich nicht. Ich wünschte Frida nichts Böses, als ich da in dem feinen Restaurant saß und durch ihren kuratierten Feed scrollte. In diesem Moment spürte ich weder Rachegelüste noch Wut, nur Resignation und Selbstverachtung. Ich war in dem Glauben durchs Leben gelau-
fen, dass alles in Ordnung sei, dass Juan und ich zusammengehörten und das immer so bleiben würde. Und im selben Moment verliebte er sich in Frida. Frida und Juan, Juan und Frida. Ich konnte ihre gemeinsame Version hören, wie sie sich kennengelernt hatten: »Das erste Mal sind wir uns auf einer Party begegnet, und dann – wie seltsam, oder? – haben wir uns nur ein paar Wochen später bei der Arbeit wiedersehen.«

Das muss Schicksal gewesen sein.

Das hatte Juan zu mir gesagt, als wir uns kennenlernten. Ich

hatte geantwortet, dass ich nicht an das Schicksal glaube, aber ich hatte dasselbe gefühlt und mir vorgestellt, mit ihm gemeinsam alt zu werden. Wir hatten nie große Pläne für die Zukunft geschmiedet, einen kleinen Hof vielleicht, eine längere Reise durch Europa. Pläneschmieden hatte ich auch gar nicht als nötig erachtet, denn in meiner Vorstellung wäre Juan ja immer da gewesen, das war das Wichtigste, er und ich, gemeinsam konnten wir das Leben so nehmen, wie es kam.

Als Dessert wurde mir eine wunderschöne Schokoladenkreation serviert. Ich machte ein Foto davon und wollte das Bild posten, um irgendwie zu beweisen, dass ich ein Leben hatte. Doch dann fiel mir ein, dass meine Mutter oder mein Bruder das Bild sehen könnten und somit feststellen mussten, dass ich gar nicht krank war. Die Wahrheit würde warten müssen. Mir wurde ganz mulmig zumute, als ich daran dachte, wie hart meine Mutter Juan wahrscheinlich für seine Untreue verurteilen würde. Meinem Bruder wäre die Sache bestimmt einfach nur unangenehm. Es fiel uns nicht leicht, über unsere Gefühle zu sprechen. Die einzige Person, mit der ich wirklich reden wollte, war meine Schwester Nia. Ich hatte überlegt, ihr zu schreiben und ihr alles zu erzählen, aber sie hatte mir nicht einmal zum Geburtstag gratuliert. Das tat weh, war aber zu erwarten gewesen.

Als wollte ich in diesen Schmerz eintauchen, öffnete ich unseren Nachrichtenverlauf. Oder besser gesagt, meine Nachrichten, die ich im Laufe des letzten Jahres verschickt hatte und die eine nach der anderen gelesen, aber nicht beantwortet worden waren. Dann ging ich auf ihr Instagram-Profil, auf dem seit Jahren nichts Neues mehr passiert war. Nahaufnahmen von Blumen. Bäume im Gegenlicht. Baby, der süße Dackelwelpe. Wut und Angst begannen in mir zu brodeln, Schuldgefühle mischten sich unter den verletzten Stolz. Ich sagte mir das übliche Mantra auf: *Sie weiß, dass ich da bin, wenn sie mich braucht. Ich habe sie nicht im Stich gelassen, aber es gibt nichts, was ich im Moment tun kann. Ich kann nur von Zeit zu Zeit von mir hören lassen und sie daran erinnern, dass ich hier bin.*

Ich scrollte bis zu ihrem ersten Post, einem Bild von ihr und mir, über das sie einen der damals so beliebten Filter gelegt hatte. Unsere Gesichter nah beieinander, einige Gesichtszüge ähnlich, andere unterschiedlich, zwei Schwestern. Sie hielt ihre Augen geschlossen und lächelte, ich lachte mit offenem Mund. Ihr gold-blondes Haar, mein rotblondes; »Blondie und der Rotfuchs«, wie uns ein Betrunkener auf einer Parkbank einmal genannt hatte, als wir siebzehn waren. Jahrelang unterschrieben wir danach unsere Briefe aneinander mit diesen Spitznamen. In der Caption stand außerdem: *Blondie und Rotfuchs auf zu neuen Abenteuern*. Das hatte ich geschrieben, ich hatte ihr damals geholfen, ihren Instagram-Account zu erstellen. An diesem Abend hatte sie mir erzählt, dass sie in *ihn* verliebt sei. *Wenn ich damals nur gewusst hätte ..., aber nein, was hätte das schon geändert, sie hätte nie auf mich gehört, selbst wenn ich sie hätte warnen können, sie war zu verliebt, sie war zu sehr darauf fixiert, dass er der Richtige für sie war.* Ich bestellte ein Glas Calvados zu meinem Kaffee, denn das schien mir etwas zu sein, was man sich an seinem vierzigsten Geburtstag schon mal gönnen konnte.

Als ich nach Hause kam, war Juan nicht da. Seine Laufschuhe waren weg, er war wahrscheinlich einfach nur joggen, aber die Leere in der Wohnung kam mir anders vor, nicht diese »Er kommt gleich nach Hause«-Leere, sondern ein Vorgeschnack darauf, wie es sein würde, wenn er gar nicht mehr nach Hause käme, wenn mein Zuhause nicht mehr sein Zuhause war, *unser* Zuhause, wenn all das, was unser Zuhause einmal ausgemacht hatte, fort war. Es war bereits fort. Ich brach auf der Couch zusammen und weinte.

Für den Rest der Sommerferien war ich damit beschäftigt zu funktionieren. Mich morgens aus dem Bett zu quälen, etwas zu essen und mein Bestes zu geben, mir nicht die Profile von Juan und Frida anzusehen. Die überhitzte Wohnung zu verlassen, zumindest für eine Weile am Nachmittag, obwohl mir da draußen jeder Mann, der Juan auch nur im Entferntesten ähnelte, einen Stich ins Herz versetzte. Und auf dem Heimweg schaute ich reflexartig

zum Haus, wollte sehen, ob Licht in den Fenstern brannte, ob die Balkontür offen stand, Zeichen dafür, dass er zu Hause war, Zeichen, die ich nie wieder zu Gesicht bekommen würde.

Im August konnte ich endlich wieder zur Arbeit gehen. Zunächst zur Vorbereitungswoche mit meiner Co-Klassenleiterin und Freundin Catta, und eine Woche später kamen die Schülerinnen und Schüler. Sie forderten meine volle Aufmerksamkeit. Während der Arbeitszeit durfte ich mich selbst und meine Probleme vergessen, den Rest der Zeit verbrachte ich mit Weinen. So sah mein Leben jetzt also aus, als ich im Kunstraum stand und Nias Nachricht erhielt. Ich konnte ihre Stimme hören, als ich ihre Worte las.

Allerliebste Schwester Mirjam, wie du weißt, habe ich bald Geburtstag.

Sie wollte, dass ich auf die Insel komme.

Kapitel 2

Ich war vierzehn Jahre alt, als ich eine Schwester bekam, die genauso alt war wie ich.

In den ersten vier Jahren meines Lebens gab es nur meine Mutter, meinen Vater und mich. In dem Jahr, in dem ich fünf wurde, kam mein Bruder Egon zur Welt. Neun Jahre später erfuhr ich von Nias Existenz.

»Ein Kind?«

Mamas Schrei drang aus der Küche. Ich hatte mich im Wohnzimmer hinter dem großen Sessel versteckt und musste mit anhören, wie meine Eltern sich stritten.

»Du hast ein Kind mit *ihr*?«

Ihre Stimme klang schrill und gebrochen, wie ich sie noch nie zuvor gehört hatte. Mir war schlecht. Plötzlich fühlte es sich so an, als könnte alles Mögliche passieren. Das Zuschlagen einer Schranktür ließ mich zusammenzucken. Papa erwiderte irgendwas, ich konnte nicht hören, was. Normalerweise schrie und brüllte er während eines Streits, aber jetzt war seine Stimme nur mehr ein leises Murmeln, gefolgt von schweren, schnellen Schritten. Das Parkett im Flur knarrte unter seinen Füßen – Schuhe an, dann das Klackern des Kleiderbügels, als er nach seinem Mantel griff. Die Haustür ging auf, dann fiel sie ins Schloss. Weg war er.

Mama stand in der Küche und weinte. Mama weinte fast nie. Als ich klein war, hörte ich einmal, wie sie einer Freundin von meiner Großmutter erzählte, die starb, als ich ein Jahr alt war. Diese Großmutter habe gesagt, Frauen, die viel weinten, seien hässlich und würden schneller altern. Als ich meine Mutter später darauf

ansprach, versicherte sie mir, ich solle das nicht zu ernst nehmen. »Außerdem ist deine Großmutter hässlich und alt geworden, obwohl sie nie geweint hat.« Sie lachte, als sie das sagte, aber ich merkte schon damals, dass die Worte meiner Großmutter an meiner Mutter nagten, so wie heute einige Worte meiner Mutter an mir nagen.

Und so stand meine Mutter also weinend in der Küche. Ich war vierzehn Jahre alt und hockte mit klopfendem Herzen hinter einem Sessel. Ich hatte Angst, in die Küche zu gehen. Angst, meine Mutter so traurig zu sehen. Sie weinte und schluchzte, es war, als hätte eine andere Frau ihren Platz eingenommen. Ich musste an den Jungen aus meiner Parallelklasse denken, dessen Vater sich das Leben genommen hatte, als wir noch in der Grundschule waren. Meine Mutter hatte mir erklärt, dass manche Menschen so traurig werden können, dass sie nicht mehr leben wollen, und jetzt dachte ich an die Messer in der Küchenschublade und daran, dass wir im vierten Stock wohnten. Ich kroch aus meinem Versteck.

Als ich die Küche betrat, hatte meine Mutter aufgehört zu weinen. Sie saß am Esstisch und starrte vor sich hin. Ich legte meine Arme um sie, und sie lehnte sich an mich, holte ein paar mal schniefend Luft. Ihr blondiertes Haar war zerzaust. Ich strich ihr unbeholfen über den Rücken und spürte ihre Wirbel durch den gerippten Pullover. In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Was würde jetzt passieren? Würden sie sich scheiden lassen? Würden wir wieder umziehen müssen? War Papa *untreu*? Hatte ich ein *Geschwisterkind*, oder hatte ich da etwas falsch verstanden?

Der Gedanke an eine Scheidung löste keine Traurigkeit in mir aus, insgeheim war ich voller Hoffnung. Mein Vater war viel unterwegs, und wenn er doch mal zu Hause war, herrschte immer schlechte Stimmung. Er war angespannt und rastete bei der kleinsten Sache aus, vor allem, wenn er der Meinung war, Egon oder ich würden ihn stören. Es war viel angenehmer, wenn er in Helsingborg in seinem Büro war, oder auf seinen Auslandsreisen. Ich fragte mich, ob mit mir etwas nicht stimmte, weil ich so

dachte. Im Fernsehen und in den Jugendzeitschriften hieß es immer: *Meine Eltern streiten sich dauernd, ich habe Angst, dass sie sich scheiden lassen*. Man könnte meinen, eine Scheidung sei das Schlimmste auf der Welt, gleich nach Krebs und Aids. Aber ich verstand nicht, warum meine Eltern zusammenbleiben sollten, wenn sie einander kaum ertrugen. Es wäre besser, wenn mein Vater eine eigene Wohnung hätte, in die Egon und ich immer mal zu Besuch kommen könnten. Vielleicht würde ich dort auch ab und zu am Wochenende übernachten. Papa schien das eh alles egal zu sein. Ich hatte sofort ein schlechtes Gewissen, weil ich so dachte. Papa brachte Egon und mir oft Geschenke von seinen Reisen mit, Süßes und andere Kleinigkeiten, die er uns aufs Bett legte. Wir waren ihm doch bestimmt nicht egal?

Mama schluchzte an meinem Bauch. Ihr Gesicht war ganz warm. Auf dem Küchentisch lagen mein Mathebuch und mein Taschenrechner. Eben noch hatte ich dort gesessen und meine Hausaufgaben gemacht, während meine Mutter Essen kochte. Die Hackfleischsoße köchelte auf dem Herd, und der Topf mit dem Nudelwasser dampfte. Papa war wie aus dem Nichts aufgetaucht, viel früher als sonst. Ich hatte Alkohol gerochen, als er in die Küche kam und mir sagte, ich solle rausgehen, weil Mama und er etwas zu besprechen hätten.

Jetzt hatten sie alles besprochen.

Mama räusperte sich laut und ließ von mir ab. Ich fragte mich, ob sie mir alles erklären, mich beruhigen wollte.

»Was für ein Glück, dass Egon gerade beim Gitarrenunterricht ist«, sagte sie und griff nach der Zigarettenenschachtel auf dem Tisch. »Was für ein Glück, dass er das hier nicht miterleben musste. Er ist doch noch so klein.«

Ich war anscheinend groß genug.

»Was hat Papa gemacht?«

»Ich will nicht darüber reden«, sagte Mama und nahm das Feuerzeug aus der Packung.

»Möchtest du einen Kaffee?«, fragte ich, und sie zündete sich eine Zigarette an, nickte.

Es war unser kleines Ritual, das sich schon vor einigen Jahren etabliert hatte.

Wenn meine Mutter gestresst oder niedergeschlagen war, fragte ich sie, ob sie einen Kaffee möchte. Das hat sie immer zum Lachen gebracht: *Du weißt, was ich jetzt brauche*. Ganz feierlich brühte ich dann den Kaffee auf, als wäre er ein Zaubertrank, der ihr etwas von ihrem Schmerz nahm, dem Schmerz, von dem ich so wenig verstand.

Jetzt lachte Mama nicht, aber es war ein gutes Gefühl, dass sie mich brauchte, dass ich etwas tun konnte. Ich sah zu, wie die dunkle Flüssigkeit in die Kanne plätscherte. Das Glucksen der Kaffeemaschine beruhigte mich. Ich fühlte mich in diesem Moment so erwachsen.

Als ich am Tag darauf von der Schule nach Hause kam, blieb ich zögernd vor der Eingangstür stehen. Ich stand dort in den Abgasen der Sankt Eriksgatan und hatte einen Kloß im Hals. Was, wenn ich nun gleich die Wohnung betrat und mein Vater gerade seine Sachen packte? Was, wenn er wütend war?

Aber es war niemand zu Hause. Die Abwesenheit von Vaters Kamelhaarmantel und einigen Paar Schuhen fiel mir sofort ins Auge. Sein Nachttischchen war leer geräumt. Ich öffnete den Badezimmerschrank. Auf der Seite meines Vaters lag nur eine ungeöffnete Packung Givenchy Gentleman, die meine Mutter ihm letztes Jahr zu Weihnachten geschenkt hatte.

Als Mama am Abend nach Hause kam, brachte sie Essen von McDonald's mit. Sie erzählte Egon und mir, dass Papa in der Wohnung eines Freundes unterkommen würde. »Wir lassen uns scheiden«, sagte sie, ohne einen Grund zu nennen. Egon wirkte bei dem Gespräch eher rastlos. Ein Freund hatte ihm *Mega Man III* geliehen, und er wollte sofort anfangen zu spielen. Ich weinte, die Tränen flossen automatisch, aber innerlich war ich völlig ruhig.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, war ich überhaupt nicht traurig. Allerdings begann mein Unterkiefer später, als ich

meiner Freundin Emelie von der Scheidung erzählen wollte, so sehr zu zittern, dass ich kaum ein Wort herausbrachte.

»Gott, wie schrecklich«, sagte sie.

Wie an so vielen anderen Samstagen saßen wir auf dem hellblauen Teppich in ihrem Zimmer. Aus dem tragbaren CD-Player ertönte die Stimme von Eddie Vedder. Er sang über Jeremy. Am liebsten hätte Emelie ihr ganzes Zimmer mit Postern zugekleistert, aber ihre Mutter würde ausflippen, wenn sie die geblümte Laura-Ashley-Tapete ruinieren würde. Emelie durfte zwei gerahmte Filmposter aufhängen: *Grease* und *Dirty Dancing*. Ihre Schränke und die Innenseite ihrer Zimmertür zierten Plakate von Pearl Jam, Nirvana, Soundgarden, Stone Temple Pilots, Alice in Chains und Red Hot Chili Peppers. In einer Ecke raschelte das schon etwas altersschwache Meerschweinchen Trocadero in seinem Käfig herum. Emelie war der Meinung, es sei senil.

Kühle Septemberluft strömte zum Fenster herein. Es stand auf Kipp, damit sich der Rauch von Emelies Marlboro Lights schnell verzog. Ich war mir sicher, dass ihre Eltern wussten, dass sie rauchte, es war eher ein Spiel, das sie miteinander spielten.

»Du Arme«, sagte Emelie, »das ist so traurig.«

Sie aschte in den großen grünen Glasaschenbecher, den ihre Großmutter ihr geschenkt hatte. Ein seltsames Geschenk für eine Vierzehnjährige, aber Emelies Großmutter war nun mal seltsam. Emelie hielt mir die Marlboro-Packung hin, und ich fühlte mich genötigt, eine Zigarette zu nehmen. Sie machte das Feuerzeug an und hielt die Flamme an die Zigarette. Ich nahm einen Zug, genoss das knisternde Geräusch, der eigentliche Grund, warum ich Rauchen toll fand, und blies den Qualm direkt wieder aus. Emelie verdrehte die Augen, aber sie hatte akzeptiert, dass ich nicht inhalieren wollte.

»Wie geht's dir?«, fragte sie und zündete sich ihre eigene Zigarette an.

»Ganz okay«, sagte ich und zeichnete mit dem Finger ein Kreuz in den Teppich.

»Du bist sicher traurig«, sagte Emelie, aber es klang eher wie eine Frage.

»Ja, klar«, erwiderte ich.

Es tat gut, mit Emelie zu sprechen, vor allem jetzt, da wir auf verschiedenen Schulen waren. Bevor sie umgezogen war, gingen wir in dieselbe Klasse, und im Laufe der sechs Jahre hatte sie sich immer mal wieder einen Spaß daraus gemacht, meine Geheimnisse und die anderer Leute auszuplaudern. Sie brach notorisch ihre Versprechen, und doch konnte ich mich nicht von ihr fernhalten. Nichts war so unwiderstehlich wie das Gefühl, wenn Emelie mir ihre volle Aufmerksamkeit schenkte.

»Warum lassen sie sich denn scheiden?«, fragte sie.

»Papa ist immer unterwegs«, sagte ich. »Und wenn er zu Hause ist, streiten sie sich die ganze Zeit.«

Ihre eisblauen Augen sahen mich fragend an. Emelie konnte Geheimnisse riechen. Und ich hatte so viele. Ich wusste Dinge, die ich nicht wissen sollte. Dinge, die ich meine Mutter nachts einer Freundin erzählen hörte, als sie dachte, ich schliefe längst. Mama wusste nicht, dass ich mich aus dem Bett geschlichen hatte und mit klopfendem Herzen in dem kleinen Flur vor der Wohnzimmertür saß. Oder ahnte sie vielleicht, dass ich lauschte? Das habe ich mich später gefragt. Ich hockte auf dem kalten Boden und hatte die Knie unter meinem Nirvana-Shirt angezogen. Der Geruch von Zigarettenqualm, das Gluckern von Wein, den sie sich einschenkten, die Stimmen der beiden Frauen, meist die meiner Mutter, gemischt mit Tracy Chapman, Sade, Leonard Cohen.

Offenbar gab es eine gewisse Anne-Louise Höök, genannt »Loan«. Sie und meine Mutter hatten in den Siebzigerjahren zusammen als Flugbegleiterinnen gearbeitet. Meine Mutter hatte Loan mit Roland, einem alten Freund meines Vaters, bekannt gemacht. Sie wurden ein Paar, aber schon damals waren Loan und mein Vater miteinander »fremdgegangen«, wie meine Mutter es ausdrückte.

»Sie haben eine Nacht zusammen verbracht, kurz bevor wir geheiratet haben. Ich war wütend, aber Björn hat geschworen, dass es eine einmalige Sache war, ein Ausrutscher im Suff«, sagte

meine Mutter, und ich hörte sie über ihre eigene Leichtgläubigkeit schnauben. Sie hatte Loan sogar zu ihrer Hochzeit eingeladen, weil: »Sie war noch mit Rolle zusammen, und Rolle und Björn haben immer zusammen Golf gespielt. Rolle wusste nicht, was Loan getan hatte. Wahrscheinlich hat er es nie erfahren. Er ist irgendwann an Krebs gestorben.«

Papa habe Loan auch nach der Hochzeit weiter getroffen, erzählte Mama ihrer Freundin. Das »Kind« oder »Mädchen«, wie Mama sie nannte, war in Stockholm geboren worden, aber Mutter und Tochter waren bald darauf nach Göteborg gezogen.

»Loan kommt von dort«, sagte meine Mutter. »Ich nehme an, Verwandte in Göteborg haben ihr mit dem Baby helfen können. Sie ist ja auch weiter geflogen, aber dann war Kopenhagen ihre Basis, nehme ich an. Tut schon ziemlich weh, dass sie als alleinerziehende Mutter alles unter einen Hut gebracht hat, während ich das Gefühl hatte, den Job aufgeben zu müssen, als die Kinder kamen. Ich hätte gerne weitergemacht.«

Das war das erste Mal, dass ich meine Mutter so offen aussprechen hörte, was ich schon lange vermutet hatte. Nach meiner Geburt begann sie als Buchhalterin und Empfangsdame in einem Architekturbüro zu arbeiten, aber sie sprach oft wehmütig von ihrer Zeit als Flugbegleiterin.

Loan und »das Kind« hatten all die Jahre an der Westküste gelebt, bis Loan irgendwann beschloss, zurück nach Stockholm zu ziehen. Später erfuhr ich, dass diese Entscheidung auf den Tod von Nias Großmutter und eine zerrüttete Beziehung zu einem Mann zurückzuführen war, der Loan um Geld betrogen hatte. Als sie in Stockholm ankam, hatte sie Papa um finanzielle Unterstützung für Nia gebeten, aber er hatte abgelehnt, und im Eifer des Gefechts hatte sie gedroht, meiner Mutter alles zu erzählen. Papa war ihr zuvorgekommen.

»Ich bin immer noch froh, dass er es mir gesagt hat und nicht sie«, sagte Mama zu ihrer Freundin, und ihre Stimme triefte vor Verachtung. »Ich verstehe nicht, was Björn in ihr gesehen hat. Sie war natürlich wunderschön, aber sie war eiskalt und dachte, sie sei

anderen überlegen. Deshalb habe ich sie Rolle auch vorgestellt, er möchte solche Mädchen. Blond und eiskalt.«

Ich saß im Flur und versuchte, mir die blonde, eiskalte Loan vorzustellen. In meinem Bücherregal stand ein Band von Hans Christian Andersens Märchen mit einem Bild von der Schneekönigin. So musste Loan aussehen, weißblondes Haar und blasse, fast bläuliche Haut, blendend schön und gefährlich. Und »das Kind«. »Das Mädchen«, das genauso alt war wie ich. Meine *Schwester*. War sie eine Eisprinzessin, so schön und kalt wie ihre Mutter? Das alles kam mir vor wie ein Traum. Ich hatte eine Schwester! Was ich mir als kleines Mädchen immer erträumt hatte, während ich wieder und wieder *Allerliebste Schwester* von Astrid Lindgren las. Ich hatte sogar Briefe an meine imaginäre Schwester geschrieben. Jetzt stellte sich heraus, dass es sie wirklich gab.

»Ja, er hat das Mädchen getroffen«, hörte ich Mama sagen. »Und sie hat immer gewusst, wer ihr Vater ist und dass er eine andere Familie hat. Sie ist nur ein paar Monate jünger als Mirjam. Kannst du dir das vorstellen? Mit wem bin ich eigentlich sechzehn Jahre lang verheiratet gewesen?«

Dann hörte ich nur noch das Weinen meiner Mutter und das tröstende Gemurmel ihrer Freundin unter Leonard Cohens tiefer, brüchiger Stimme. Ich schlich zurück ins Bett. Als ich dort im Dunkeln lag und nicht einschlafen konnte, dachte ich über etwas anderes nach, das ich meine Mutter hatte sagen hören: Loan und »das Mädchen« lebten in einer Wohnung in Gärdet. Emelie lebte im selben Stadtteil, nachdem sie aus Vasastan weggezogen war, und sie ging auf die Gårdesskolan. Wahrscheinlich war meine Schwester auch an dieser Schule. Was, wenn sie in dieselbe Klasse gingen? Was, wenn meine Schwester eines der Mädchen war, die Emelie erwähnt hatte, als sie über ihre neue Schule sprach? Aber jetzt, da ich mit Emelie in ihrem Zimmer saß, konnte ich nicht fragen, ob es unter den Achtklässlerinnen ein Mädchen mit dem Nachnamen Höök gab. Das Geheimnis war zu tief in mir begraben.

»Wollen wir uns dein Jahrbuch anschauen?«, fragte ich statt dessen.

Das war etwas ganz Normales, was wir ständig taten. Emelie blieb bei ihrer eigenen Klasse und sprach ausführlich über ihren Schwarm, Carl Magnus. Ich hatte genug Zeit, um alle Namen zu studieren. Keine Höök. Als Emelie aufs Klo ging, las ich schnell die Namenslisten der anderen Klassen durch.

Da war sie.

Lavinia Höök.

Kurz fragte ich mich, ob ich wirklich richtig gelesen hatte. Aber der Name stand tatsächlich da, schwarze Buchstaben auf grauem Untergrund. Mittlere Reihe, Zweite von links.

Ihr strahlend helles Haar war das Erste, was mir auf dem Schwarz-Weiß-Bild auffiel. Sie war definitiv das größte Mädchen in der Klasse, größer sogar als die meisten Jungs. Als ich klein war, sagte mir mein Vater immer, dass ich mal groß werden würde, weil alle Frauen seiner Familie groß waren. Bei mir hatte sich das nicht bewahrheitet, aber bei meiner Schwester offensichtlich schon. Und sie war wunderschön. Gewelltes langes Haar. Feine Gesichtszüge und schlanke Gliedmaßen. *Die Eisprinzessin*. Sie trug einen hellen Pullover und eine helle Hose. Zu ungeschminkt, um eine von den Beliebten zu sein, das war zumindest meine Vermutung, aber über solche Dinge wusste ich nicht so gut Bescheid wie Emelie.

Ähnelten wir uns, meine Halbschwester und ich? Ich konnte es nicht sagen. Vielleicht hatten wir einen ähnlichen Zug um den Mund. Mit dem Finger fuhr ich die Konturen meiner Lippen nach.

Lavinia. Was für ein aufregender, glamouröser Name, aber auch ein bisschen affektiert, wie ich fand. *La-vi-ni-a*. Ich kostete den Namen. Hoffnung und Angst keimten in mir auf. Was, wenn sie nun wie ich war? Was, wenn sie besser war als ich? Was, wenn wir einander hassten? Was, wenn wir beste Freundinnen werden könnten? Eine Schwester und beste Freundin, eine Person, die dich nie im Stich lässt und dein ganzes Leben lang an deiner Seite ist.

Ich hörte Emelies Schritte und versuchte, lässig zu klingen, als sie zurück ins Zimmer kam:

»Kennst du irgendwen aus dieser Klasse?«